

Oktober



Herbstblühen

Oktoberglanz — die Felder längst bestellt,
die Stoppeln sind untergepflügt, die junge
Saat, sie grünt, wie wenn sie nicht wüßte,
der Winter muß kommen.

Aber hoch oben im Ätherblau der seltsame
Ton — ein Schrei — und doch nicht wie
Angst, — ein Vogellaut, aber kein Lied. Wir
schauen auf, der Kranichzug — der eine füh-
rende Vogel voran und nach beiden Seiten
in immer weiterem Abstand die anderen fol-
gend gen Süd, denn sie wissen, die warmen
Tage sind nun gezählt, und wie ein Frösteln
überkommt uns das.

Was leuchtet denn der Wald so in Farben. Weiß er, daß das Leben zur Ruhe geht. — Er weiß es. Und er rüstet sich und heut den guldnen Glanz wie Kraft und Leben dem Vergehen.

Die goldenen Buchen — leise löst sich ein Blatt nicht durch den Wind — so von selbst, und die zitternden Espen, wie rot sie leuchten — nun sind sie bereit.

Nur die Kiefern, die duften harzig und warm, sie denken — vielleicht sie denken, wir halten aus, damit die Natur nicht verarmt, und wo die Sonne warm und freundlich noch scheint — sieh, Erdbeerblüten, ja was wollen die?





Und sieh, wie die Brombeeren wiederum blühn. Ja, was denken sie denn? Sie haben sich im Denken verirrt. Die Blümlein haben vergessen, daß ihre Frucht nicht mehr reifen kann. Die Pflanze braucht nun nicht mehr zu ringen in Sonne und Glut, sie darf zur Ruhe gehn, und niemand kann sagen, daß sie ihr Leben verträumt hat — sie hat ihre Frucht gereift.

Die Dämmerung sinkt nieder, und der
Nebel liegt über den Wiesen so tief und
feucht — Herbstnebel. —

Erdbeerbäumlein, das schauert zusammen
— und wir schreiten hin durch den Nebel und
stehen am Waldbach und sieh — Vergiß-
meinnicht blüht. Du — deine Zeit ist Mai.
Vergißmeinnicht schauet uns an und blüht.

Und Nebel und Perlentropfen im Gras
und kühler Abendhauch — und Vergißmei-
nicht blüht. Die getreue Erinnerung lebt, bis
der eisige Hauch des Todes dahersfährt, das
Leben zu begraben.

Früher findet Erinnern keine Ruhe. —





Des Wissens Ende

— Wenn man unter dem Buchenbaum schaut in das Sinken der Blätter, im Bild sie gestaltend, so kommen Gedanken, die nimmer kommen, wenn Wände den Blick verbauen, auch dann nicht, wenn über das Botanikbuch gebeugt, man lernen will.

Das war es, was man dermaleinst verstehen konnte: Gras, Kraut und Bäume. Wir haben nun hineingeschaut in manch ein lieblich Wunder, und wir müssen, wenn die Natur uns fragt, die Antwort wissen.

„Was ist ein Baum? ich frage nicht nach dem Samen, nicht nach dem Keim, noch nach den Staubgefäßen, nach Nutzen nicht und Standort, du sollst mir sagen aus deiner Erfahrung heraus: Was ist ein Baum?“

Ein Baum ist ein Pflanzenleben, gebildet durch den Willen der Natur und untertan ihrem Gesetz aus seinem eigenen Willen heraus.

„Was will der Willen?“

Treiben und gründen.

„Auf welche Weise?“

Er treibt einen Stamm, und er treibt Wurzeln.

„Was weiter?“

Er treibt eine Krone.

„Warum sagst du nicht Äste und Zweige?“

Nicht jeder Baum hat Zweige, und die Palme ist auch ein Baum, und auch die mächtigen Farne im Süden, sie haben Kronen, aber Zweige nicht.

„Die Farne sind Kryptogamen, lehrt der Mensch.“

Einerlei. Gras, Kraut und Bäume. Also Bäume sind sie.

„Stamm, sieh die Buchensträucher rings umher. Haben sie Stämme?“

Ja.

„Was also ist ein Stamm?“

Ein fester Pflanzentwillen, der zum Licht will, und den die Natur gestählt hat.

„Die Sträucher haben aber viele Stämme, so sind sie Bäume?“

Nein.

„Wo bleibt denn deine Dreieinheit?“

Ich glaube, daß die Sträucher Bäume waren von Urbeginn, die Jahrtausende haben sie so verändert.

„Und was sind Kräuter?“

Die Kräuter sind lebende Pflanzen nach gleichem Willen und Naturgesetz.

„Was wollen sie?“

Leben und gründen.

„So sind sie wie Bäume?“

Nein.

„Was also?“

Sie haben denselben Willen wie jene, doch die Natur hat ihnen statt des starken Stammes den feinen Stiel gegeben.

„Meinst du den Blütenstiel?“

Nicht jedes Kraut hat Blüten.

„Nämlich?“

Die Flechten und Moose und Algen und Farne.

„Das sind Kryptogamen.“

Ja freilich, aber Kräuter sind sie darum doch.

„Siehst du das hohe Heidekraut, siehst du die Ginsterbüsche, ihre Stiele, sie sind wie Holz. Sind die denn Sträucher oder Bäume?“

Nein.

„Was denn?“

Stauden, aber dennoch Kraut. Wenn durch Jahrtausende Wesen zusammenstehn an derselben Stätte, kann sein, daß eine nähme etwas von der Art des andern an oder vielleicht bedingte ihr Grund, daß sie härter wurden. Ich denke mir, ehemals waren sie weich und fein wie die anderen Kräuter.



„Und schließlich, was ist Gras?“

Das Gras ist das Ergebnis des allerersten Willens der Natur, durch ihn und zu ihm gebildet wie Kräuter und Bäume.

„Was unterscheidet denn das Gras von jenen?“

Der Stiel ist ein Halm.

„Was heißt das?“

Er ist hohl, und er hat Knoten — die haben die Kräuter und Bäume nicht.

„Was weiter?“

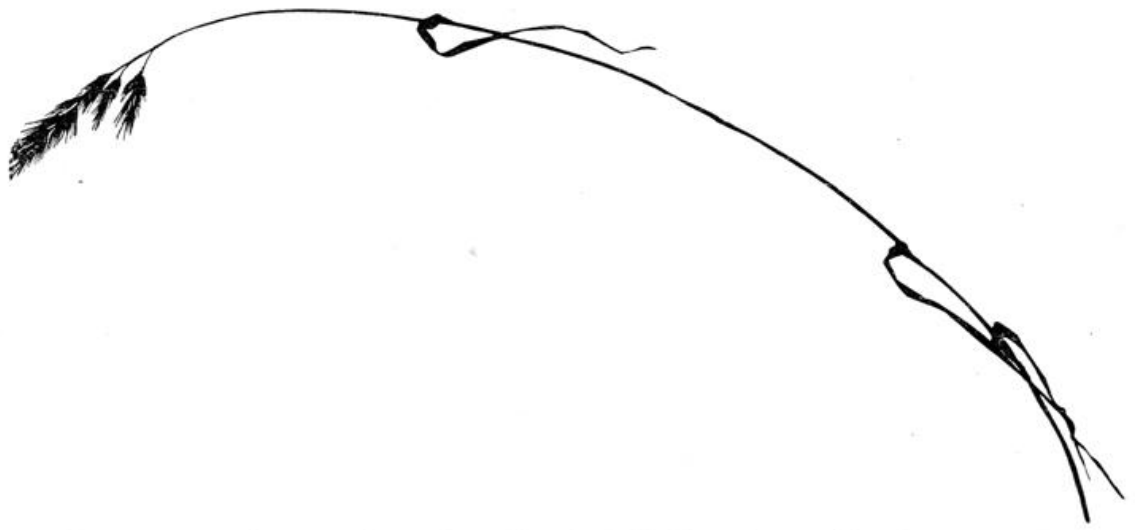
Das Gras hat Ähren.

„Und?“

Du hast gesagt, ich soll nicht teilen nach Samen und Blüten und Keim, nun denn, so sehe ich an die ganze Erscheinung und das ganze Wesen der lebenden Pflanze, und dann erkenne ich Gräser und Kräuter und Bäume, erschaffen von Anbeginn, und zwischen den Kräutern und Bäumen die Stauden und Sträucher, vielleicht allmählich entstanden. Und anders kann ich es nicht verstehen.

Die Wissenschaft braucht das System, wir wollen dankbar nehmen und lernen, was sie uns mitteilen will. Aber wir wollen ansehn als Menschengesetze, so wie das deutsche und römische Recht, die Schätzung nach Nutzen und Schaden und die Trennung nach Klassen so, wie die Menschenbegriffe von Rang und Stand.

Wir wollen nicht teilen nach Keim oder Blüte und nicht nach Frucht und nach Samen.



Denn die echten Erben der Großen sind andre, als die, die der Stammbaum der Menschen weist, und die Früchte des Lebens gelten dem Einen das, was dem Andern die Blüte bedeutet.

Wenn wir einen Menschen kennen und lieben, wir denken wohl zurück an seine Kindheit und seine Blütezeit, wir schauen an die reisende und die gereifte Frucht seines Wirkens, und wir denken an sein Ermüden und Sterben. Und seines Lebens Summe ist sein Selbst.

Und also, wenn du, Natur, mich fragst, was ist ein Mensch, so muß ich ansehen seine ganze Erscheinung, nicht diese oder jene Einzelheit — und dann — selbst dann, wer wagt, zu sagen — das ist —. Ich sehe das so, und darum glaube ich das.

Eine andere Antwort habe ich nicht.



Abendwehen

Eisiger Ost — er treibt die dürrn Blätter hin über die Fluren, die schweren, trüben Wolken, Krähenzüge, so schwer, das kreischt und klagt, das ächzt, und in den Baumkronen rauscht die uralte Mär vom Sterben, vom Vergehn — und die Seele erzittert.

Wir wenden den Schritt. Ueber die Wiese hin wollen wir heimwärts schreiten, es dunkelt so früh, wir treten heraus aus dem Wald — wir heben den Blick, und siehe, wie allerlehtes Sonnenleuchten und wie Abendrot des trüben Tages Ende verflärt.

Und wir senken die Blicke hernieder. Die Wiese, sie war so schön, da sie blühte, da wogende Gräser und duftiges Kraut uns erzählten von Leben und Glück. Das Gras ist fahl geworden, dunkle Moose, die treiben schweigend weiter.

Da blühen auf der Heide wieder die feinen, vollroten Nelken warm, reich, verschwenderisch. Die Nelken sind das Sinnbild der heißen, brennenden Liebe. Wenn Leben scheiden muß, sie halten aus.

Es scheint, als wolle die Natur noch einmal das Leben grüßen, noch einmal ihm danken, — die feinen Blumen und Kräutlein zittern im Wehn und leuchten im Abendlicht. Die müden, blassen Skabiosen schimmern weithin; sie haben immer noch den Wunsch und Willen und die Kraft, zu sein.





Warum gehn wir nicht den Ackerweg entlang, die Wiese ist doch feucht? Nein, nicht den Weg, der gebahnt ist; — wenn uns Natur erklären will ihr Geheimnis, das kündigt sie uns nicht auf der Fahrstraße an, und also, wir schreiten weiter dahin, die Blicke tief gesenkt.

Und sieh, da leuchten uns Sterne, fein lila, herrliche Blüten, sie zeigen kein Laub, sie stehen so einsam, so rein und so schön, wie wenn Natur uns sagen wollte, du, sei still, und fürchte dich nicht. Dir blühen Blumen, wie öde das Leben dir scheint.

Die Herbstzeitlose — sie weist dem Menschen ein eigen Beispiel. Wenn man löst heraus aus dem Wiesenland ihre Knolle und kümmert sich gar nicht um sie und läßt sie allein im Dunkel, — wenn ihre Zeit gekommen ist, so treibt sie, und dann holt der Mensch sie zu sich — und ob er ihr kein Tröpflein Wasser beut, kein Erdreich, keine Sorgfalt — nur das Licht — dann blüht die Herbstzeitlose.

Ja, das ist ein Wunder, die große Ausnahme, die nie allgemein werden kann. Sieh dir das an, du Menschenkind, versuch, dein Leben zu leben im tiefen Lichtvertraun, und denk an die blasser Blume. Aber des sei gewiß, das verlangt die Natur nicht von dir, das ist ein Spiel, von Menschen erdnen.

Wenn Pflanzen Blüten treiben sollen in eisiger Zeit, so gibt Natur ihnen so viel Sonne und Segen, wie sie zum Blühen brauchen. Das ist gewißlich wahr.

